

illustrieren die Orte des Geschehens in Neuguinea und Java, zwei Tabellen und ein Stammbaum rekonstruieren die Familiengeschichte der Ottows im Detail. Eine beigegebene CD enthält die bisher unveröffentlichten Briefe im Volltext. Bei all dieser Liebe zum Detail ist es umso bedauerlicher, anmerken zu müssen, dass ein Index fehlt. Dieser hätte das ansonst tadellose Werk noch weiter aufgewertet und die fachwissenschaftliche Nutzung erleichtert.

Das Buch ist dem Anlass des 150. Jahrestages der Landung der Missionare auf Mansinam in Neuguinea gewidmet, die im Jahr 2005 gefeiert wird. Es ist offensichtlich an ein allgemein an Missionsgeschichte interessiertes Publikum gerichtet, ist aber auch für den akademisch gebildeten Leser eine Quelle an Information. Umfangreiche Zusammenfassungen der Inhalte sind in deutscher, englischer, niederländischer und indonesischer Sprache beigelegt – das ist selten und begrüßenswert. Das vorliegende Werk ist ein Stück Familiengeschichte, aber es ist gleichzeitig viel mehr: die Darstellung eines wichtigen Aspekts europäischer Missionsgeschichte in Melanesien. Das Buch kann absolut zum Kauf empfohlen werden.

Hermann Mückler

**Penny, H. Glenn, and Matti Bunzl** (eds.): *Worldly Provincialism. German Anthropology in the Age of Empire*. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2003. 350 pp. ISBN 0-472-08926-9. Price: \$ 24.95

Die von Penny und Bunzl gesammelten Aufsätze fokussieren auf historische Diskurse und Institutionen, die durch ein ethnologisches Erkenntnisinteresse motiviert werden: die Körper der Kolonisierten – die Erkenntnis-Archive der Museen – die Brille, durch die der Missionar auf die anderen blickt – die Faszination durch das koloniale Exotische, das publikumswirksame Präsentationsformen sucht (die Völkerschauen) – sowie die Kriegsgefangenenlager des Ersten Weltkriegs als geschlossene Institutionen, die sich als Testfall für die Haltbarkeit eines anscheinend bewährten anthropologischen Erkenntnismodells erweisen.

Die Etikettierung einer historischen Phase der deutschen Völkerkunde – von der Mitte des 19. Jhs. in die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen – als “Worldly Provincialism” lenkt die Aufmerksamkeit auf eine bereits früh sich regende Tendenz der deutschen Völkerkundler, sich von den internationalen Entwicklungen des Faches zu isolieren, ein Bündel bestimmter Themen als nationale Tradition zu konstituieren und so an Kommunikationsfähigkeit mit ihren ausländischen Kollegen einzubüßen. Aus dieser spezifischen Anlage, die die akademische Konstituierung des Faches im 19. Jh. begleitet, könnte auf eine langfristige Anbahnung all jener biologistischen und imperialistischen Phrasierungen in den Diskursen einer späteren deutschen Völkerkunde geschlossen werden, die in der Epoche des Nationalsozialismus in Erfüllung geht. Eine so umfassende Kontinuitätsthese, die den späteren Verfall aus einer fehlprogrammierten Ausgangslage deduziert, haben weder die Herausgeber noch die übrigen Autoren im Sinn. Was sie

dagegen beabsichtigen, ist, die Entwicklungslinien der deutschen Völkerkunde in spezifischen Arrangements sozialer, politischer oder institutioneller Art zu kontextualisieren. Diese Arrangements aus der Gründungsphase der Völkerkunde seit Mitte des 19. Jhs. stehen zwar im Zeichen epochaler Kräfte wie dem imperialistischen Weltmachtstreben, kolonialer Expansion und zivilisatorischer bzw. christlicher Mission. Die Autoren meinen allerdings, dass die je besondere Konfiguration von kolonialen Interessen, fachlicher Legitimation des Forschens und globalgeschichtlichen Koordinaten instabil ist, und daher die Dienstbarkeit oder Funktionalität der Ethnologie, d. h. die Sensibilität für Themen und die Bevorzugung von Ansätzen, keineswegs langfristig determiniert ist. Ihre Maxime ist es, den kritischen Blick auf fachinterne Entwicklungen von den ein für alle Mal festgelegten Gewichten der Diskurse, Institutionen und Personen zu befreien. Im Licht historischer Kontextualisierung erweist sich dann, wie die deutsche Völkerkunde durch eine schrittweise und nicht vorhersehbare Fixierung auf Themen und Ansätze aus dem internationalen Kommunikationszusammenhang ihrer Disziplin sich herausmanövrierte.

Von verschiedenen Punkten aus versuchen die Autoren der Essays dieser historisch schwankenden Mischnug aus Ungewissheit und Festlegung der Erkenntnispfade gerecht zu werden.

Eine geradezu friedliche Einstimmung auf das Zeitalter des deutschen Kolonialismus bietet Harry Liebersohns Essay über die literarischen Formen, in die deutsche Reisende des frühen und des späten 19. Jhs. wie Adalbert von Chamisso und Augustin Krämer ihre Begegnung mit der Natur und den Völkern Ozeaniens einschmolzen. Die Lektüre solcher, epochal-zeitlich auseinander liegender Reiseberichte, ihre literarischen Präsentationsformen, macht uns bewusst, wie sehr die Repräsentanten verschiedener Epochen der europäischen Expansion in Übersee auf die fremden Kulturwelten mit unterschiedlichem intellektuellen Instrumentarium wie ideologischen Wahrnehmungsfilters zugehen und so abweichende Ausgangssituationen für wissenschaftliches Denken skizzieren.

Im nächsten Aufsatz werden wir mit der Möglichkeit vertraut gemacht, dass die deutsche Völkerkunde auch einen ganz anderen Weg hätte einschlagen können. Vom Rand der intellektuellen Welt des Wilhelminischen Deutschland aus hätte sich, so Matti Bunzl, eine überwiegend an Sprache und Kulturbewusstsein von Gemeinschaften orientierte Ethnologie entfalten können. H. Steinthal und M. Lazarus wollten mit der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* (1860–1890) eine Disziplin begründen, die im Rückgriff auf empiristisch-positivistische Psychologie das weiter reichende Ziel einer Erschließung gesellschaftlicher und kultureller Entwicklungszusammenhänge in den Blick nimmt. Diese neue Disziplin kann sich jedoch auf Dauer weder neben noch gar innerhalb der Völkerkunde behaupten. Aus der zeitgenössischen Erfahrungswelt zweier jüdischer Intellektueller heraus erscheint es Bunzl verständlich, dass ihre wissenschaftliche Agenda den

Begriff der Kultur (und den darin eingeschlossenen einer fortschreitenden Bildung) ganz stark favorisiert, eröffnet er ihnen doch die theoretische Aussicht, sich in das intellektuelle Leben der Epoche zu integrieren. Ihr bildungsbürgerliches Erkenntnisprojekt ist zugleich aber auch der Grund dafür, dass sie an den abträglichen Bedingungen vor 1900 scheitern.

Den Dreh- und Angelpunkten der zeitgenössischen deutschen Völkerkunde wendet sich H. Glenn Penny zu, und das sind die im Aufbau befindlichen Museen. Anschaulich wird die zentrale, privilegierte Stellung des Berliner Königlichen Völkerkunde-Museums ausgebrettet. Es ist die Stunde der dringlich erbetenen Rettung von sog. primitiven Kulturgütern (*salvage ethnography*) und die des Auftritts von Adolf Bastian, des Miterfinders und Propagators dieses Mahnrufes, der vor allem in seiner vielfältigen Rolle als Direktor, Initiator, Programmatischer, Auftraggeber für Reisende und Sammler aufgeht. Selbst immer schon mit einem Fuß vor der nächsten großen Reise, pflegt er intensive Kontakte zu vielen Personen draußen in den Kolonien (zu Missionaren, Offizieren, Reisenden mit Sammelauftrag) wie zu einflussreichen Persönlichkeiten daheim. Zwar steht er im Einklang mit den kolonialen Bestrebungen des Wilhelminischen Zeitalters, wie der Autor verdeutlicht, doch ist sein Denken und Fühlen vom bürgerlichen Liberalismus gesättigt; die psychologischen Entwicklungspotentiale der Menschheit stehen im Mittelpunkt seines universalistischen Wertekosmos und lassen die spätere Laufbahn der deutschen Völkerkunde nicht vorausahnen.

Zwischen Neugier und Wissbegier, die Faszination durch Exotisches und die Propagierung der Kolonien und den allmählich entstehenden Freizeitsektor schiebt sich etwas, das Sierra A. Bruckner "kommerzielle Ethnographie" nennt und das noch häufiger als "Völkerschau" bezeichnet wird. Es ist ein Teil des Unterhaltungssektors, der mit einem bürgerlichen Bildungsanspruch eingekleidet wird und die Aufmerksamkeiten verschiedener Öffentlichkeiten bzw. unterschiedliche Teile des Publikums anspricht. Mit den Veränderungen im Unterhaltungssektor (der "Tingeltangel" zieht ein breites Publikum an) verlieren auch die Völkerschauen ihre Glaubwürdigkeit, und was kurz zuvor noch selbst seriöse Wissenschaftler wie R. Virchow und F. von Luschan angezogen hat, fällt nun dem Verdikt der "Schaulust" anheim.

Der Begriff der "kolonialen Körperlichkeit" erlaubt es – so Andrew Zimmerman –, wechselseitige Verstärkereffekte zwischen den sich überlappenden Diskursen von Kolonialismus und Völkerkunde festzustellen. "Koloniale Körperlichkeit" verweist auf das Phänomen von großen Mengen unfreier kolonialer Untertanen, deren Widerspenstigkeit in der Regel bereits mit Gewalt oder List gebrochen worden ist und die dann für physisch-anthropologische Untersuchungen zur Verfügung stehen. Dem Bewusstsein der Wissenschaftler werden sie zu Menschen im Naturzustand: nackte Körper ohne Subjektivität und ohne elementare Rechte. Sie werden zu verrechenbaren Einheiten in einem wissenschaftlichen Programm degradiert: Ihre Vielfalt

wird radikal vereinfacht und zum Zweck wertender Vergleiche auf eine Typologie verteilt. Schon im Entwurf verraten solche Forschungen (laut Zimmerman) die implizite Annahme, dass es machtpolitisch notwendig sei, biologischen Grenzverwischungen zu wehren und Abstände zwischen den als "Rassen" deklarierten Kollektiven einzuhalten.

Seit der Aufklärung hat sich im Zeichen von europäischer Expansion und beginnendem Kolonialismus eine Diskussion um die "Tropentauglichkeit" der weißen, europäischen Menschheit in Gang gesetzt. Die ideologischen Leitmotive dieser europäischen Akklimatisierungs-Debatte, die seit der Mitte des 19. Jhs. unter deutschen Wissenschaftlern Anklang findet, werden von Pascal Grosse im Vergleich zu anderen nationalen Forschungstraditionen ausbuchstabiert und vor dem Hintergrund gruppenspezifischer, kolonialpolitischer Interessen ausgeleuchtet. Die Diskussion um die Anpassungsfähigkeit der Europäer an tropische Klimazonen differenziert sich zunehmend in geschlechterspezifische Argumentationsstränge. Wie sehr die wissenschaftlichen Argumente um die Anpassungsfähigkeit der Europäer im Allgemeinen und der Streit um die Tropentauglichkeit der Geschlechter im Besonderen von kolonialpraktischen Zielvorgaben und wechselnder politischer Gesamteinschätzung bestimmt werden, liegt am Ende offen zutage.

Wie eine Gruppe junger deutscher Wissenschaftler (d. h. Otto Reche, Egon v. Eickstedt und Rudolf Pöch) von ihren anthropologischen Untersuchungen in Kriegsgefangenenlagern während des Ersten Weltkriegs entscheidende Anstöße empfängt, stellt Andrew D. Evans sehr klar heraus. Haben soeben noch anthropologische Reihenuntersuchungen die Bestätigung kolonialer Hegemonie im Medium der "kolonialen Körperlichkeit" kenntlich gemacht, so wird nun gezeigt, wie (gleichsam im Schatten dieses Diskurses) der Weltkrieg zur Herausbildung veränderter Erkenntnisinteressen drängt: im Angesicht der untersuchten Gefangenen, je nach Vertretern befreundeter oder feindlicher Völker, beugt sich die Urteilskraft der Wissenschaftler, stellt sie Vermutungen über die vermeintliche Qualität der Menschenexemplare und die Hierarchie der Rassen an. Die unter so außergewöhnlichen Bedingungen erprobten Fragestellungen bündeln sich dann allmählich in einer Tendenz, Rasse als Leitbegriff andere wahlverwandte Begriffe wie Kultur und Psyche unterzuordnen. Es scheint die markante Kriegserfahrung und die Begegnung mit den anderen in den Gefangenenglagern gewesen zu sein, die die genannten Anthropologen von einem Paradigmenwechsel überzeugt hat: sie verabschieden eine liberale Variante ihrer Disziplin zugunsten einer autoritären, die eugenische Tendenzen immer stärker bejaht.

Wenn es denn einen Versuch gegeben hat, die deutsche Völkerkunde aus der Gelehrtenstube herauszulocken, so ist es, laut Rainer Buschmann, die von außen an die Völkerkundler gerichtete Aufforderung gewesen, mit ihrer Sachkenntnis der Kolonialverwaltung zu assistieren. Als Gouverneur von Neuguinea ist Albert Hahl mit zahlreichen Problemen konfrontiert, die er

hofft, sowohl mit dem Einsatz staatlicher Autorität wie mit wissenschaftlicher Sachkenntnis lösen zu können. In der zeitgenössischen Optik sind das vorrangig der Rückgang der einheimischen Bevölkerung, der die auf Arbeitsmigration angewiesene koloniale Plantagenwirtschaft treffen musste, als auch die Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung, die durch Konflikte sowohl unter der einheimischen Bevölkerung selbst als auch denen zwischen dieser und den ansässigen Weißen bedroht ist. Die Übernahme des Amtes hatte Hahl drastisch vor Augen geführt, dass das übliche Vorgehen mit dem Anlegen von Surveys, dem Gebrauch einer Lingua franca und Sammeltouren durch die Dörfer kein praktisch verwertbares Wissen liefert.

In Anbetracht der Besorgnisse und Notwendigkeiten der Kolonialadministration liegt eine praxisnahe Völkerkunde sowohl in der Kenntnis der ortstypischen Sprache wie in einem stationären Aufenthalt, der die Sinne für die akuten Probleme schärft. Hahls Vorstellung einer auf die koloniale Situation abgestimmten Völkerkunde und das Angebot, intensive Feldforschungen zu unterstützen, haben allerdings einen kapitalen Fehler – geeignete Kandidaten wollen sich, mit einer Ausnahme, nicht einstellen. Nur einer – Richard Thurnwald – entspricht den Erwartungen des Gouverneurs, und der kann später von seinen in Neuguinea gemachten Erfahrungen zehren, indem er einen neuen methodischen und theoretischen Ansatz konzipiert.

An der Verdrängung der einheimischen Völker durch die expandierende Siedlergesellschaft der Kolonie Deutsch Südwestafrika und an der im Gefolge der brutalen Unterdrückung des Widerstandes beinahe geglückten Ausrottung der Herero und Nama hat die deutsche Völkerkunde, laut Robert J. Gordon, einen seltsamen Anteil. Völkerkunde wird sowohl von aus der Metropole angereisten Gelehrten wie von einheimischen Enthusiasten betrieben, die vor allem die deutschen Wissenschaften zum Vorbild nehmen. Neben der völkerkundlichen Erkundungsarbeit und der Jagd nach Trophäen wächst sich der Aufbau eines Museums zu einer besonderen Herzensangelegenheit der Ortsansässigen aus. Grausiger Höhepunkt des völkerkundlichen Forschungsszenarios aber ist, dass der Vernichtungsfeldzug der deutschen Kolonialtruppen gegen die Herero den Anthropologen menschliche Skelette und Schädel in Hülle und Fülle zum Sammeln anbietet.

Nach dem Ende der deutschen Kolonialzeit kommt es unter der weißen Siedlerbevölkerung zu einem Positionswechsel gegenüber den „Eingeborenen“ – weniger gegenüber den noch vorhandenen wie gegenüber den ausgerotteten. Sie werden zum Ziel und Mittelpunkt aller Bemühungen um die Behauptung und Festigung der eigenen Identität und Legitimität. Zum Glück ist in der Epoche zuvor aus der fleißigen Sammlung ethnographischer Objekte das wichtigste örtliche Museum hervorgegangen, und so können die Überreste der von dem Territorium vertilgten Menschen zum Gegenstand einer ideologischen Anstrengung werden, die von der wissenschaftlichen Gesellschaft der jungen Nation gefördert wird. Als Spuren der Vorläufergenerationen können

die musealen Relikte der Toten zu Orientierungspunkten einer historisch vertieften Kulturlandschaft mutieren und so zur Vergewisserung der nationalen Identität in Südwestafrika (Namibia) beitragen.

Es gibt ein Land, dem noch etwas Besonderes auf dem einmal angebahnten mitteleuropäischen Sonderweg zugefallen ist: Österreich. Hier wird die Völkerkunde von etwa 1900 bis 1950 von einer einzigen Gelehrtenfigur geprägt, von Pater Wilhelm Schmidt. Seine zunächst sprachwissenschaftlichen, dann überwiegend religionswissenschaftlichen Schriften weisen einen starken apologetischen, d. h. katholisch-modernistischen Zug auf. Suzanne Marchand arbeitet diesen Kontrast zu anderen völkerkundlichen Traditionen, selbst zu denen des deutschen Nachbarn, heraus. Sie beschreibt sehr plastisch, wie sich eine so spezifische Wissenschaft mit christlich-katholischem Einschlag in einem einzelnen Land durchsetzen konnte, wie sie sich in der Zwischenkriegszeit mit Wien als Zentrum fest etablierte und wie ihre einmalige Position erst nach 1945 allmählich abbröckelte. Schmidts Erfolgsgeheimnis setzt sich für sie aus einer ganzen Palette von Motiven zusammen, die in einem besonderen historischen Augenblick Resonanz finden: seine unermüdlichen Aktivitäten, robuste Durchsetzungskraft und Organisationstalent wirken in einen akademischen Raum hinein, in dem ein konservatives, christliches Meinungsklima dominiert. Wie aber Schmidts Paradigma einer christlichen Völkerkunde über die Jahre der Ausgangsbedingungen hinaus erhalten bleiben konnte, ist auch nach der Lektüre dieses Essays offen.

In der „Introduction“ unterstreichen Penny und Bunzl zu Recht die Unzulänglichkeiten einer verbreiteten Kritik an der Geschichte der Ethnologie, die im Wesentlichen auf eine ein für alle Mal fixierte Hegemonialbeziehung zwischen Metropole und kolonialer Peripherie abstellt – und sich im Anprangern politischer Repression, ökonomischer Ausbeutung und der erkenntnismäßigen Erfassung des kolonialen Territoriums (samt seinen menschlichen Bewohnern) erschöpft, und häufig genug die stillen Rückwirkungen der Peripherien auf die „Mutterländer“ einfach vergisst. Kurzum, die Völkerkunde erscheint als ein nützlicher Beitrag zu der Projektion von Machtverhältnissen an eine ohnmächtige Peripherie.

Nach dem Beispiel der beiden Autoren sollte man jedoch eher von einer polyzentrischen Erzeugung und Kontrolle von Wissen im Kolonialsystem ausgehen: von nicht nur einer beteiligten Disziplin (Völkerkunde, Biologie etc.), von mehreren Agenten wie etwa Militärs, Missionaren und Kaufleuten, und von einem vielstimmigen Hintergrund, der von den zeitgenössischen sozialen, politischen und ökonomischen Konflikten sowie ihrer Programmierung durch Ideologien und Interessen erfüllt ist. Ein kleinteiliges Vorgehen, wie es von den übrigen Beiträgen praktiziert wird, erweist sich darin als äußerst fruchtbar, dass es die ständig wechselnden historischen Konfigurationen, in denen jene Faktoren auftreten, immer wieder neu bilanzieren muss.

Der außerordentliche Gewinn dieser Sammlung von Aufsätzen könnte am Ende der sein, dass sie die Frage

nach anderen Entwicklungspfaden der Völkerkunde im Wilhelminischen Deutschland nachdrücklich offen hält. Die Möglichkeit eines sich verändernden Kolonialregimes, anderer Anwendungsfelder und eines Spielraums für Forschungsansätze in der Völkerkunde könnte verhindern, dass ein schlimmes Ende in die Ausgangssituation einer sich aufbauenden Disziplin zurückprojiziert wird.

Hans Voges

**Petermann, Werner:** Die Geschichte der Ethnologie. Wuppertal: Edition Trickster im Peter Hammer Verlag, 2004. 1095 pp. ISBN 3-87294-930-6. Preis: € 59,00

Ist es gerechtfertigt, eine Ideengeschichte von der Antike bis zu Geertz (dem der letzte Satz auf Seite 1029 gilt) „Die Geschichte der Ethnologie“ zu nennen? Vielleicht hätte die Edition Trickster im Peter Hammer Verlag gut daran getan, den bestimmten Artikel durch den unbestimmten zu ersetzen. „Eine Geschichte der Ethnologie“ habe ich vor mir, nämlich die, die Werner Petermann erzählt. „Diese Geschichte setzt sich aus vielen Geschichten zusammen“ (11), führt Petermann ein. Sie ist standpunktbezogen, sie beschreibt die „Wanderwege“ (13) eines Gelehrten, in dessen Kopf tausend Fäden zusammenlaufen und zu einem Opus verwebt werden. „Wer einen roten Faden durch das Buch sucht, wird Fäden auch in anderen Farben entdecken“ (11), verheißt er. Doch habe ich unter der Vielzahl der Fäden den roten nicht entdeckt, der mich durch die Geschichte führt. Mir fehlt der einheitliche Guss, die Orientierung entweder nach Epochen oder nach DenkerInnen oder nach Themen. Beim Durchblättern bin ich verwirrt, ich weiß nicht mit welcher Fragestellung ich an die Lektüre herangehen soll und in welcher Weise sie mir verhilft, die einzelnen Puzzleteile meiner ethnologischen Kenntnisse zu systematisieren.

Eher als eine Geschichte der Ethnologie liegt mir in dem Werk eine europäische Ideengeschichte vor, „eine abendländische Geschichte“ (11), wie Petermann ankündigt, zentriert um das Thema der Fremdwahrnehmung und -deutung. Vorgestellt werden Gestalten, die über fremde Völker redeten oder über sich reden machten, indem sie dies taten; diskutiert werden Konzepte angefangen bei dem griechischen Begriff der „Barbaren“ bis hin zur postmodernen Konstruktion des „Anderen“. Das Personenregister umfasst annähernd 2000 Namen und das Sachregister circa 1500 Begriffe. Ich kann das Buch sehr gut lexikalisch benutzen, ein Nachschlagewerk, in dem kaum einer der europäischen Denker fehlt (nach DenkerInnen muss ich eher anderswo suchen). Viel diskutierte Begriffe werden durch Seitenglossen oder Kurzexkurse erläutert.

Aber ich muss noch einmal auf die Systematik des Aufbaus und der Präsentation zurückkommen. Die Themenauswahl wie auch die Bezeichnung der Kapitel erscheinen mir mehr assoziativ als von einem Grundgedanken geleitet. Den Überschriften kann ich nicht entnehmen, über welche Epochen ein Kapitel handelt. Ich finde zum Beispiel die folgende Gliederung vor: „Teil 1: Avant la lettre.“ Handelt es sich um die Vor- und Frühge-

schichte, wie mir der Titel („vor dem Buchstaben“) suggerieren könnte? Irrtum! Die Kapitelüberschriften sind: 1. Die antike Tradition; 2. Neuland; 3. Kannibalen und Jesuiten; 4. Umständliche Beschreibungen, erbauliche Briefe oder: das große Welttheater. Unter den Überschriften 1 und 3 kann ich mir Inhalte vorstellen: die Antike eben und wahrscheinlich die Missionsgeschichte. Aber was ist „Neuland“ (64–88)? Auf jeder Seite ist der Inhalt durch eine Überschrift angedeutet, aber diese Hinweise finde ich im eigentlichen Inhaltsverzeichnis nicht. Von Seite 65 bis 72 erfahre ich demnach etwas über „das indianische Problem“. Ich frage mich: Hatten die Indianer ein Problem oder hatte jemand ein Problem mit den Indianern? Immerhin kann ich schließen, dass „Neuland“ von der Entdeckung Amerikas durch die Europäer handelt. Seite 73 bis 88 handeln über die „wilde Völkerkunde“. Jetzt bin ich ratlos: Habe ich nicht gelernt, den Beginn der Disziplin Völkerkunde im 19. Jh. zu suchen? Haben vielleicht die Wilden bereits vorher Völkerkunde betrieben? Meine Neugier ist geweckt. Ich stelle fest: die frühen Reisebeschreibungen sind thematisiert. Einfacher fände ich es, wenn mich der Autor durch sachbezogene und weniger blumige Überschriften darüber in Kenntnis setzen würde, worüber ein Kapitel handelt.

Anderorts stelle ich fest, dass ich bereits die Grundzüge der Ideengeschichte kennen muss, wenn ich wissen will, was sich hinter bestimmten Titeln verbirgt. In Teil 2, Kapitel 4 mit dem Titel „Die neue Wissenschaft“ finde ich als Seitenüberschrift „Die Schottische Schule“ (236–250). Ich habe gelernt, die Schottische Schule ist eine im 18. Jh. von T. Reid begründete philosophische Richtung. Welchen Bezug hat sie zur Ethnologie? Finde ich den Schlüssel zu dieser Frage in dem Nebensatz, „... dass sie den Einfluss von Völkern höherer Entwicklungsstufe auf solche, die noch auf einer niedrigeren verweilen, letztendlich als zivilisierend empfanden“ (237)? Am Ende der Ausführungen über die „Schottische Schule“ finde ich kein Fazit, sondern irgendwo wechselt die Seitenüberschrift zu „Entwicklung und Fortschritt“ über, wo ich erneut danach suchen muss, was der Autor inhaltlich dort hineingepackt hat.

Das Kapitel, das den „Deutschen Idealismus“ behandelt (367–285), ist überschrieben: „Um so schlimmer für die Wirklichkeit“ und findet sich im Teil 4: „Die Milch der neuen Denkungsarten“. Dabei hätte ich, wenn ich danach gesucht hätte, eher in Teil 3 nachgeschlagen, der „Auf vornehmlich deutschen Wegen“ betitelt ist.

Wenn ich mir die Mühe, bisweilen zweifelsohne auch die Freude mache, dem Autor auf bestimmten Wegen zu folgen, dann stolpere ich doch gelegentlich, wenn nicht gar häufig, über Gedankenkonstrukte, die mir schwer nachvollziehbar sind. Manche Sätze muss ich mehrfach lesen, weil die Sprache undurchsichtig bleibt. So habe ich bis jetzt den 1. Satz des 3. Kapitels von Teil 4 nicht verstanden: „Der Vorstellung eines Ideals, einer Idee, in der allein sich der selbstbewusste, d. h. in Freiheit schöpferische (produktive) Mensch verwirklicht sieht – das Subjekt konstituiere nicht nur sich selbst, sondern die ganze Wirklichkeit, meinen Fichte und Hegel – und